

www.bbaw.de/jahresmagazin

Jahres MAGAZIN 2017

der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

THEMEN

Open Access
Migration
Statistiken zur Akademie

PROJEKTE

Wilhelm von Humboldt
70 Jahre Goethe-Wörterbuch
Historische Gärten
im Klimawandel

PERSONEN

Gitta Kutyniok
Nicholas Rescher
Bénédicte Savoy
Peter Scholze



berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

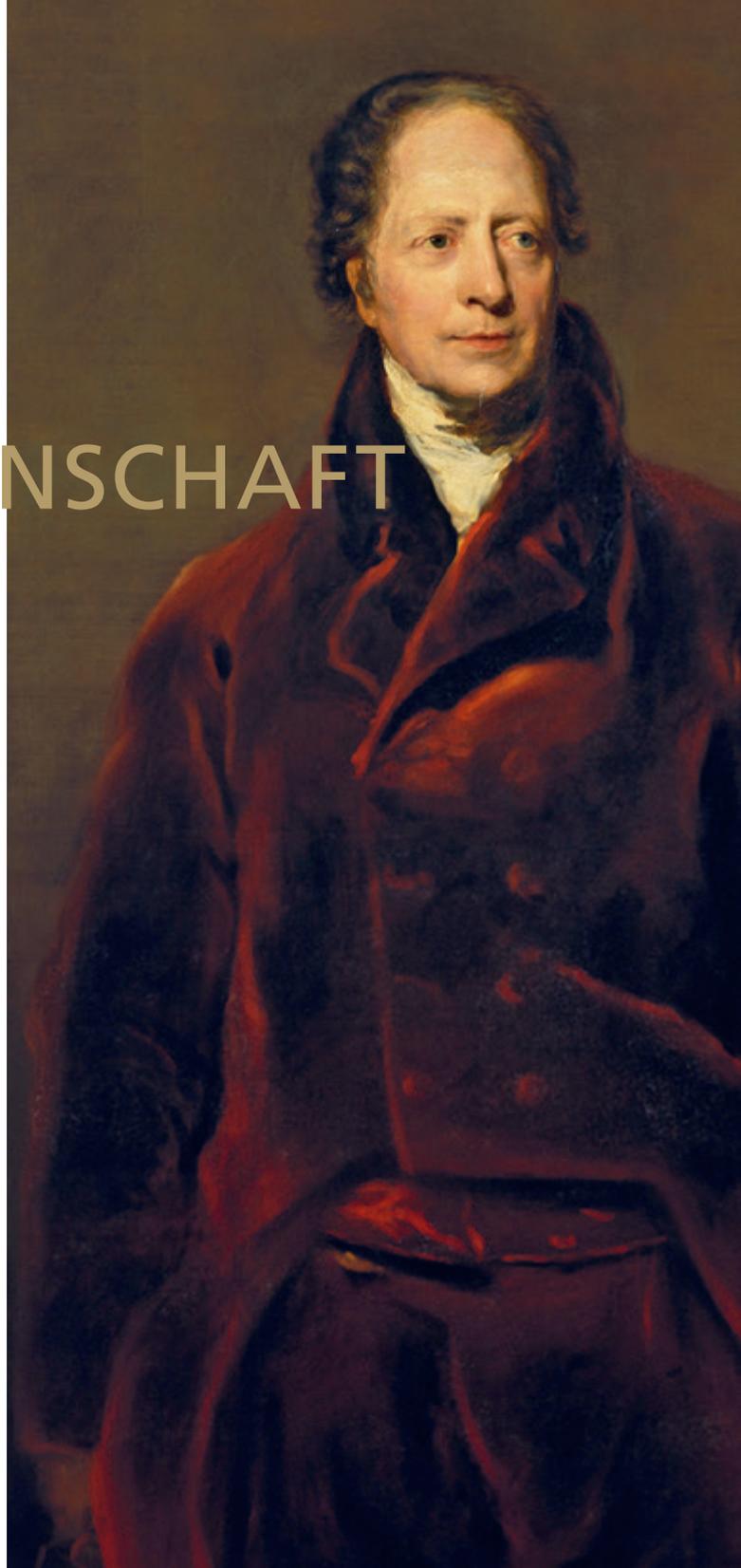
POLITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

EIN PORTRÄT WILHELM VON HUMBOLDTS
ZU SEINEM 250. GEBURTSTAG

Von Jürgen Trabant

**WILHELM, ALEXANDER, CAROLINE
UND PREUSSEN**

Wilhelm von Humboldt wird am 22. Juni 1767 als Sohn des Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt und seiner Frau Marie Elisabeth, geb. Colomb, in Potsdam geboren. Er wächst mit seinem 1769 geborenen Bruder Alexander auf Schloss Tegel bei Berlin auf, wo die Geschwister von verschiedenen berühmten Lehrern unterrichtet werden, unter anderem von Campe, Kunth, Dohm und Engel. Die Brüder beziehen gemeinsam die Universität, folgen dann aber ihren verschiedenen wissenschaftlichen Berufen – Alexander wird bekanntlich ein großer Naturforscher, während Wilhelm sich vorrangig der menschlichen Kultur, dem „Geist der Menschheit“, widmet. Sie bleiben doch zeitlebens auf komplementären Bahnen des Denkens eng miteinander verbunden. Die zweite für das





Wilhelm von Humboldt, Gemälde von Sir Thomas Lawrence, 1828

Leben und Werk von Wilhelm von Humboldt wichtige Bezugsperson ist Caroline von Dacheröden, eine hochgebildete Frau, die er 1791 heiratet. Die Lebens-Gemeinschaft von Wilhelm und Caroline von Humboldt stellt einen einmaligen Versuch der Gestaltung moderner Geschlechter-Beziehung dar, der wegen zahlreicher Trennungen des Paares durch Reisen und Umzüge ausführlich in einem Briefwechsel dokumentiert ist und als gemeinsames Lebens-Werk Caroline und Wilhelm von Humboldts gelesen werden kann.

Finanzielle Unabhängigkeit ermöglicht es Humboldt, den Staatsdienst, in den er eingetreten war, zunächst wieder zu verlassen und an verschiedenen Wohnorten (Erfurt, Berlin, Jena, Paris) und auf Reisen (Norddeutschland, Frankreich, Spanien, Baskenland) seinen individuellen Interessen nachzugehen, sich zu „bilden“, beziehungsweise nach seiner eigentlichen Berufung zu suchen: In freundschaftlicher Verbindung mit dem „klassischen Weimar“, vor allem mit Schiller, aber auch mit Goethe, widmet Humboldt sich der Philosophie, insbesondere der Philosophie Kants, der politischen Theorie, der klassischen Philologie, der Dichtung, der Ästhetik, bis er schließlich den Kern seiner Suche findet: die Sprache. Nach einem langen Paris-Aufenthalt

Die Brüder bleiben zeitlebens auf komplementären Bahnen des Denkens eng miteinander verbunden.

(1797–1801) tritt Humboldt wieder in den Dienst Preußens. Von 1802 bis 1808 ist er Botschafter Preußens in Rom, ein herrlicher Posten, der seine deutsche Italien-Sehnsucht befriedigt, ihn vor allem aber die Antike in lebendiger Anschauung erleben lässt. Nach der Niederlage gegen Frankreich wird Humboldt nach Preußen zurückgerufen. Im Rahmen der durch die Napoleonischen Kriege ausgelösten Reformbemühungen ordnet Humboldt in wenigen Monaten 1809/10 das preußische Erziehungswesen neu. Die Gründung der Berliner Universität 1810 geht auf seinen Antrag zurück.

Obwohl seine Aktivität als Reformator des preußischen Erziehungswesens nur von kurzer Dauer war, ist die Gründung der Universität wohl als Humboldts welthistorische Großtat zu betrachten. Der britische Journalist Peter Watson nennt sie in seinem Buch über den „German Genius“ (2010) „Humboldt’s gift“, und er meint damit Humboldts Geschenk an die Menschheit. Humboldt kombiniert seine Erfahrungen als Student der modernen „Forschungs-Universität“ Göttingen und seine Pariser Beobachtungen

der neuen Wissenschafts-Institutionen der Französischen Republik, insbesondere des „Instituts“, mit seinen Einsichten in die Sprachlichkeit des Menschen: „Immer im Forschen bleiben“ ist die revolutionäre Forderung an die Universität. Das heißt, die Universität ist keine Schule, sondern eine „höhere wissenschaftliche Anstalt“, in der forschende Lehrer ihre in „Einsamkeit und Freiheit“ gewonnenen Einsichten dem Dialog mit den Studenten aussetzen, einem „Zusammenwirken“, in das Wissenschaft „als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem“ notwendigerweise eingelassen ist. Universität basiert auf dem „unabänderlichen Dualismus“ des menschlichen Sprechens und Denkens. Die neue Universität – deren Realität allerdings nicht ganz Humboldts Vorstellungen entsprach – wird ein Modell für die Universitäten der Welt.

Humboldt vertritt dann als Minister Preußen in verschiedenen internationalen Missionen in Wien, Prag, Paris, Frankfurt und London bei der Gestaltung der europäischen Staatenkonfigurationen im Krieg und nach dem Krieg mit Frankreich. Innenpolitisch gerät er zunehmend mit den erstarkenden reaktionären politischen Kräften in Konflikt, so dass er sich Ende 1819 aus der Politik nach Schloss Tegel zurückzieht. Humboldt lässt sein Haus als Ort antiker Kunst von Schinkel klassizistisch umbauen. Dort widmet er sich bis zum Ende seines Lebens ausgedehnten Sprachstudien. Er stellt seine wissenschaftlichen Arbeiten in der Berliner Akademie vor und agiert nur noch bei der Einrichtung des Königlichen Museums in öffentlicher Mission. Caroline, seine ebenbürtige Partnerin, die ihn in allen Dingen des Lebens begleitet und beraten hat – sie war vor allem auch eine wirkliche Expertin für moderne Kunst –, stirbt 1829. Für sie lässt Humboldt die schöne Grabstätte in Tegel errichten, in deren Mitte auf einer hohen Säule die Statue der „Spes“ von Thorwaldsen die Hoffnung auf eine jenseitige Vereinigung des Paares repräsentiert. Wilhelm von Humboldt stirbt am 8. April 1835.

ANTHROPOLOGIE UND VERGLEICHENDES SPRACHSTUDIUM

Es ging Wilhelm von Humboldt schon früh darum, den Menschen zu verstehen, genauer um die konkreten Erscheinungsformen des Menschen und damit um das, was die Zeit „Anthropologie“ nannte (im Gegensatz zur „Philosophie“, die das Universale des Menschseins erfasst). Dies schloss bei Humboldt ausdrücklich die Erkundung des eigenen Ich ein. Erkenntnis des eigenen Ich und „Menschenkunde“ fließen im Ideal der Bildung des Menschen zusammen, in der Aufgabe der „höchsten und proportionirlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (GS I: 107). Diese berühmte Formel findet sich in Humboldts politischem Hauptwerk, „Über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“, in dem er 1792 seine politischen Erfahrungen in Preußen und mit der französischen Revolution verarbeitet, das aber erst 1851, lange nach seinem Tod, im Druck erscheint. Im klassischen Griechenland sieht er die höchste Form menschlicher Kulturentfaltung, für deren Erforschung er 1793 einen systematischen Plan entwirft, den Friedrich August Wolf seiner „Alttertwissenschaft“ zugrunde legt. In den Werken seiner beiden Dichterfreunde Schiller und Goethe begegnet ihm das Wunder menschlicher Kreativität, dem er nachgehen will. Es ist das von Kant ungelöst gelassene Geheimnis der Einbildungskraft. Humboldt denkt seinen vielleicht kühnsten Gedanken, wenn er – eingedenk der Lehre vom Bildungstrieb seines Lehrers Blumenbach – die Einbildungskraft in der Sexualität des Menschen, im erotischen Zusammenspiel des Männlichen und des Weiblichen, verankert. Diese riskanten körperlichen Triebkräfte sind für ihn die Basis auch der höchsten geistigen Kreativität.

Der politischen Kreativität ist er im postrevolutionären Paris auf der Spur, wo die menschlichen Dinge gerade neu geordnet werden. Die große Stadt mit ihren vielfältigen kulturellen Formen ist der angemessene Raum der Humboldt'schen Anthropologie, sofern ihn nicht

1) Man spricht zwar auch vom Dualis in der Sprache von
 Wales und der Nieder- Bretagne, der
 (oben und der Welt zwischen,
 sogenannten Numerischen⁽¹⁾ Es besteht
 jedoch nur darin, daß man die Ver-
 bindungen der doppelten Nennungen die
 Zahl zwei voraussetzt. Da dies & bestän-
 dig und regelmäßig zu geschehen scheint,
 das Wort dabei im Singular steht,
 und der Plural enthält, so wie es
 auf andere Begriffe (z. B. Fischerei)
 übertragen wird, so liegt keine al-
 terliche im Begriff des Dualis, und
 die Verbindung verdient hier angemessen
 den Namen eines Dualis.

Man sieht mit dem Sanscrit zusammen, so
 zu werden. Aber in der Zahl der
 Sprachen, die wirklich einen Dualis
 besitzen, läßt sich daraus die Kogni-
 tion nicht entnehmen.

↳ das einzige Malte angenommen,
 ↳ dem Singular
 + deren Femininum in der Ver-
 bindung in dieser Verbindung
 sein bedingte verläßt,

das Sanscrit, hervorgegangen
 macht verläßt

(1) W. Owen's dictionary of the
 Welsh language. Th. 1. p. 22. Anmerkungen
 abgesehen. Die Zahl 1000 in 1000, 2000
 Owen erwähnt nur des Fortschritts der
 Zahl zwei, nicht der beiden anderen
 für die Dualform allein mit dieser den
 Umständen. Man muß dies aber
 nicht nur auf Redensart seiner Ver-
 bindung, nicht auf die der Sprache
 selbst.

↳ Gram. alt. Ind. p. 100. p. 101.
 der. 10 p. 10.

Bemerkbares Spanisch-Lat. 12
 (weiter unten) in der lateinischen
 Form in den Germanischen, Slawi-
 schen und Griechischen in allen diesen
 in verschiedener Ausdehnung und Be-
 haltung nach Monardes und Pi-
 tes, so in der Folge sicher bestimmt
 werden wird.

Unter den Europäischen Spra-
 chen, welche wirklich keinen Zu-
 sammenhang mit dem Sanscrit
 haben, oder von denen dies ganz
 noch zweifelhaft ist, finde ich den
 bloß in der Skandinavischen. Hängt
 also diese Sprache (wenn weiter un-
 ten) nicht mit dem Sanscrit zusammen
 als dem Dualis in Europa, aus
 dem Alt Indischen. wie mit Europa
 & Ost-Indien, ist es mit A-
 frica. Es kennt den Dualis bloß im
 Arabischen. Das Hebräische hat ihn
 nicht, und demnach ist die Sprache
 in einer der zahlreicheren übrigen Affri-
 kanischen Sprachen, so wie auch
 einige, wie z. B. die Dandische, in
 grammatischen Formen sind.

Sonach scheint der Dualis nur
 in (mit der einzigen Ausnahme des
 Skandinavischen, da wir nach der
 zweifelhafte Natur lassen) & in der alten
 Welt nur im Osten anzutreffen.

In den, demaltem Stamm, als
 das Malabarische und indischen, Affri-
 kanischen Sprachen kommt der Dualis
 nicht vor. Nur die doch nicht auch
 das Malabarische Malabarische
 (wenn weiter unten) hierin
 eine Ausnahme zu machen. Ueberhaupt
 ist es eine merkwürdige Erscheinung,
 daß der künstliche und sehr alte
 Bau der Sanscrit Grammatik,
 außer dem Sanscrit and Malte selbst
 ganglich nach Europa übergegangen
 ist, die übrigen, mit dem Sanscrit zu-
 sammenhängenden Affrikanischen Sprachen
 aber nur mit weniger davon versehen
 haben. Die Sprache können man
 also sagen, und ein Teil in der
 Natur der Natur liegen, welche den
 Sprachen zugefallen sind.

Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Coll. Inq. fol. 49, Bl. 72r.

Wilhelm von Humboldt, Handschrift des Aufsatzes „Ueber den Dualis“

„primitive“ Zustände, sondern gerade die höchst entwickelten Formen der Menschheit interessieren.

In Paris ist es auch, wo er dann zum Zentrum der menschlichen Einbildungskraft, zur Sprache, vordringt. Er begegnet dort – zunächst nur in Büchern – der bas-kischen Sprache, die sich zutiefst von den anderen europäischen Sprachen unterscheidet, und er fragt nach den Auswirkungen solch tiefer Sprach-Differenz auf den denkenden Menschen. In kritischer Fortführung der kantischen Philosophie des Geistes – und im Anschluss an Herder – sieht Humboldt, dass die Aktivität der Einbildungskraft wesentlich sprachliche Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen seines Hauptwerkes: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“ (GS VII: 53), und sie ist „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“ (GS VII: 46). Die Bildung des Gedanken in der Sprache ist damit notwendigerweise auch Bildung des Gedanken in einer bestimmten Sprache, die Erzeugung je verschiedenen Denkens in den verschiedenen Sprachen der Menschheit. Was Humboldt kantisch denkt, war schon eine Einsicht von Francis Bacon und John Locke – und eine Katastrophe für deren universalistische Wahrheitsvorstellungen.



Wilhelm von Humboldt,
Relief von Gottlieb Martin Klauer (1796)

Leibniz, der Begründer unserer Akademie, hatte dem philosophischen Lamento über die kognitive sprachliche Verschiedenheit entgegengehalten, dass diese gerade die „wunderbare Vielfalt“ des menschlichen Geistes zeige, die von einer Wissenschaft der Sprache beschrieben werden müsse. Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf und entfaltet deren Grundgedanken in seinen Reden über die Sprache an der Berliner Akademie. Die Akademie-Reden sind die wichtigsten Publikationen Humboldts zu seinen Lebzeiten.

Dem Baskischen, dem Humboldt die Erfahrung tiefer sprachlicher Verschiedenheit verdankt, gelten zwei Forschungsreisen ins Baskenland und seine ersten sprachwissenschaftlichen Analysen. Den verschiedenen „Weltansichten“ oder der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ ist Humboldt dann sein ganzes Leben lang auf der Spur. Gleichzeitig mit den baskischen Studien plante er eine Darstellung des Griechischen, widmete sich dann aber den amerikanischen Sprachen. Sein Bruder Alexander hatte Grammatiken und Wörterbücher aus Amerika mitgebracht, über die Wilhelm eine Abhandlung für das große Reisewerk Alexanders schreiben sollte. Vom Chinesischen, den ägyptischen Hieroglyphen, dem Sanskrit gelangt Humboldt schließlich zu den austronesischen Sprachen, den „Sprachen der Südsee“, die sein unvollendetes Hauptwerk, „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“, behandelt. Die Einleitung, die unter dem Titel „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ posthum 1836 erscheint, enthält die Summe seiner sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Einsichten.

Die Vorträge, die Wilhelm von Humboldt an unserer Akademie hielt, dokumentieren den Weg seines, wie er es nannte, „vergleichenden Sprachstudiums“. Es sind Entwürfe und Kapitel einer anthropologisch-vergleichenden

Linguistik, die auf die strukturelle und synchrone Deskription und Vergleichung der Sprachen der Welt abzielt und nicht wie die historisch-vergleichende Linguistik eines Bopp oder eines Grimm auf die diachrone Entwicklung der Sprachen einer Sprachfamilie. Zwar war die historische Sprachwissenschaft das herrschende Paradigma fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, das Humboldt'sche – anthropologische – Paradigma der Sprachwissenschaft war aber das modernere, das erst im 20. Jahrhundert in der deskriptiven Sprachwissenschaft erblühte. Die bleibende Erkenntnis dieser philosophisch grundierten Sprachwissenschaft ist die Einsicht in die fundamentale

Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf.

Sprachlichkeit des menschlichen Denkens, in die unlegbare Präsenz verschiedener Semantiken im Denken und in die damit verbundene poetische Kostbarkeit der Sprachen der Menschheit als bedeutender Schöpfungen des menschlichen Geistes. Sprachwissenschaft hat eine große Aufgabe: „Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit“ (VII: 602f.). Dies galt vor 250 Jahren und gilt auch heute noch. Und so lohnt es sich, Wilhelm von Humboldt immer wieder neu zu entdecken – nicht nur anlässlich seines Geburtstages.

Prof. Dr. Jürgen Trabant ist Professor emeritus für Romanische Philologie. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und leitet das Projekt „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“.